



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 306.

Samstag, den 31. Dezember 1904.

19. Jahrgang

Edda Geerborg.

Roman von B. Riedel-Ahrens.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

„Hast du Kopfschmerzen, Mama?“ fragte Edda, als sie allein im Wohnzimmer sich befanden, während Hanna in der Küche für die beiden deckte.

„Nur unbedeutend.“

„Sophiens lautes Organ war dir zu viel, nicht wahr — sie ist überhaupt zu viel für deine zarten Nerven!“

„Ich glaube, es ist so, Edda, — sie ist mir zu viel, wie du es nennst; es gibt Menschen, die vor lauter Ausgehen in der Gesellschaft sich persönlich ganz verloren haben; sie besitzen eine Tugendhaftigkeit, die von ihrer Höhe eisigen Wind entfendet und tödlichen Reiz auf warme Herzen legt.“

„O, Mama, wie treffend du sie beurtheilst!“

„Uebrigens hätte ich nichts erwähnt, wenn ich auf deinem Gesichte nicht ebenfalls eine gewisse Abspannung gelesen hätte.“

„Ich war von Herzen froh, daß du mir den Wink gabst und ich dir zu Hilfe kommen durfte.“

„Dir liegt nicht viel an dem Zusammensein mit deinem Verlobten?“

Edda wurde roth, sie hatte sich eine Blöße gegeben.

„Unsere Anschauungen gehen in manchen Dingen so weit auseinander, Mama; wir hatten eine kleine Auseinandersetzung und ich war wirklich etwas abgelenkt.“

„Mir ist das nicht entgangen.“

Wieder sah Edda ihre Mutter mit heimlichem Erstaunen an, sie sprach in einem theilnehmenden, fast liebevollen Ton, den sie bis dahin kaum für die ältere Tochter gehabt; sollte erst die Trennung von Susanne ihr das Herz der Mutter mehr erschließen?

„Ich möchte dir einen Rath ertheilen, Edda.“

„Thue das, Mama, ich würde dir dankbar sein!“

„Suche um Gottes willen Ralf nicht umzuwandeln oder ihn gar nach deiner Geistesrichtung hin erziehen zu wollen, du würdest einen ungeliebten Schüler an ihm haben! Denn er ist in sich fertig und will keine Erzieherin, sondern einzig nur ein liebendes Weib.“

„Ich möchte gern einige scharfe Seiten seines Charakters glätten, Mama.“

„Ich würde das gelten lassen, wenn du ihn liebst, dann würdest du Rücksicht mit seinen Fehlern haben, dich in seine Natur hineinleben und ihn auf sanfte, ihm selbst kaum merkbare Weise in den Punkten, welche dir mißliebig sind, zu dir hinüberziehen. Die größte Lehrmeisterin ist und bleibt die Liebe, die immer noch Wunder bewirkt und die schwersten Aufgaben leicht vollbringt. Nun aber stehst du ihm gegenüber gleichsam auf dem Späherposten nach irgend einer Härte seines Wesens, um ihm dann ein strenger Richter zu sein, in seinem Alter aber duldet man das nicht.“

Edda lauschte betroffen; ihre Mutter hatte gesehen, daß sie Ralf nicht liebte, es war also nothwendig, sich mehr in acht zu nehmen.

„Du bist eine sehr feine Beobachterin, Mama.“

„Ach, dazu gehört nicht viel! Man braucht nur auf deinem Gesichte zu lesen, um sofort zu wissen, was in deiner Seele vorgeht. Das ist unvorsichtig, du mußt dich besser beherrschen,

Edda, denn auch Sophie beobachtet mit dem Instinkt des Eigenen.“

Edda nickte zustimmend. Gewiß, seit sie eingewilligt, dem Kreise Ralfs anzugehören, war es nothwendig, sich besser beherrschen zu lernen, ob es auch gleichbedeutend war mit der Verstellung, die ihr so schwer wurde.

„Du mußt bedenken“, sagte Frau Alberta, die ahnend verrieth, was in Eddas Innern vorging, „daß du sehr, sehr viel aus seinen Händen empfängst, eine gesicherte Lebensstellung, Reichthum und redliche, aufrichtige Mannesliebe, die das alles noch verschönt und hebt. Es ist ein hartes Wort, das ich dir sagen möchte, aber solche Worte haben zuweilen das Gute, uns aus dem Taumel selbstvergötternder Eigenliebe aufzuwecken.“

„Sprich nur das harte Wort, du meinst es gut, und deshalb habe ich nicht das Recht, vor dir empfindlich zu sein.“

„Du darfst nie vergessen, Edda, daß du die Schwelle von Stavenhagen, wo du Herrin sein wirst, als Bettlerin betriffst.“

Edda schwieg; die Mutter hatte recht; sie war ein undankbares und wandelmüthiges Geschöpf. Sie zog Frau Albertas blasse, schmale Hand an ihre Lippen.

„Es soll anders werden, Mama, Ralf soll nicht mehr Ursache haben, über mich zu klagen, und du auch nicht! In all dem Trubel mit Susanne wagte ich kaum zu hoffen, daß du auch noch Zeit für mich hattest — von nun an wirst du mit mir zufrieden sein, Mama.“

Der Vorwurf, der unbewußt aus Eddas Worten klang, ließ Frau Alberta leicht erröthen.

„Ich bin froh, daß du so schnell zur Einsicht gekommen; es gibt kaum eine häßlichere Sünde als die Undankbarkeit und eine wahrhaft edle Natur wird sich ihrer niemals schuldig machen.“

Das Wort tönte noch in Eddas Ohr, als sie längst allein war. Ja, sie mußte lernen, Ralf dankbar zu sein, und unter diesem Empfinden alles, was sich wider ihn empören wollte, mit energischer Hand ersticken. Wäre nur Sophie weniger vollkommen! Als sie heute früh in der Küche zusammen arbeiteten und sie die praktische Gewandtheit und Geschicklichkeit, mit der Sophie spielend alles leitete, bewundern mußte, da war wieder das lähmende Bewußtsein gekommen, daß sie überflüssig auf Stavenhagen sei; es befahl ja eine Gebieterin, die den Ruf als Muster einer klugen und sparsamen Hausfrau wahrlich verdiente und sorgte sie nicht mit der Aufmerksamkeit einer liebevollen Mutter für Ralfs Behagen, so daß ihr, Edda, kaum etwas zu sorgen übrig blieb?

Doch fort mit all den quälenden Grübeleien und nur ein Ziel im Auge halten — die übernommenen Pflichten zu erfüllen, um darin das verlorene Gleichgewicht der Seele wieder zu gewinnen.

Wizza, den 30. September.

Meine einzige Edda!

Nach meinem letzten langen Brief an Mama muß sie heute nur mit einem herzlichen Gruß vorlieb nehmen, da ich Dir viel zu schreiben habe, was Dich interessieren dürfte.

Du fragst, ob ich glücklich bin, Edda; ja, so weit ich es zu sein vermag; Vothar sagte neulich, auf meinem Wesen liege ein ewiger Schleier der Wehmuth und das sei doch nur ein erträumtes Leid, da mir nichts an meinem Glücke fehle. Er trägt mich auf Händen und ich thue mein Möglichstes, jeden seiner Wünsche zu errathen; aber ein Glück ganz ohne Schatten gibt es hier unten nicht und das ist gut, sonst würde uns ja das Sterben allzu schwer und wir würden uns nie aus diesem dunklen Erden-denthal der Thränen hinweghehnen nach dem höheren Licht.

Ich denke viel an Dich und stets, ohne eigentlich genau zu wissen warum, mit einem Gefühl des Mitleids. Du warst nie offen gegen mich, durftest es vielleicht nicht sein; aber ich weiß, daß Du schwer gekämpft hast und es ein mächtiger Gegner sein mußte, mit dem Deine Seele gerungen hat arme Edda! Gott helfe Dir.

Einen dunklen Punkt gibt es auch in meinem Glücke, und das ist die Erinnerung an Jennys Rausch: ihre todtraurigen Augen, mit denen sie mir am Bahnhof nachgesehen, verfolgen mich bis in den Traum, ich kann sie nicht vergessen und oft, wenn ich mit Vothar heiter bin, gibt es mir einen plötzlichen Stich ins Herz und ich bin ernst.

Und nun zu meinen Neuigkeiten! Da Vothar mit einem Bekannten, den er hier traf, spazieren ritt, habe ich Muße, mit Dir zu plaudern.

Natürlich war unser erster Weg, nachdem wir hier eingetroffen, zu Vothars Mutter und Schwester Dina und wohl nie in meinem Leben bin ich so erstaunt gewesen, als an diesem Abend, den wir bei ihnen in der Pension de la Corniche, wo die Damen Wohnung genommen, verbrachten! Ich kannte ja Dina vom Seeschiffe her nur als ein ziemlich unbedeutendes junges Fräulein, sehr chic und sehr elegant, aber meistens vertriehlich, nervös und trotz des pikanten Gesichtchens und des seltenen weiß-blonden Malarthaars. In ihrer Erscheinung farblos. Und nun stelle Dir vor, wie sie uns am Abend unseres ersten Beisammenseins entgegentrat; ich muß erst meine Augen gehörig öffnen, um zu glauben, daß sie wirklich sei! Der große Kronleuchter war angezündet, dessen Licht den wunderschönen Salon mit Tageshelle durchfluthete. In diesem Licht kam sie uns entgegen, imposant, mit einer würdig lächelnden Würde, wie eine Fürstin, die Audienz ertheilt. Gestalt und Ansehen waren voller geworden, die Wangen rosig, das matte Haar war überaus geschmackvoll frisiert, über der Stirn diademartig und mit verlorenen kleinen Sternern aus Brillanten geschmückt und ein Kleid trug sie, Edda, einfach großartig schön; es war von zartem, flückerfarbenen Sammt mit Seidenrüschen von derselben Farbe und ganz feinen echten Spitzen verziert. Vothar selbst war betroffen und es amüsierte Dina sehr, daß wir beide sie fast sprachlos vor Bewunderung ansahen. „Die Luft von Nizza scheint dir ja vorzüglich zu bekommen“, meinte er, doch sie entgegnete mit scherzhafter Geheimnißthuerei: „Allerdings, aber die Luft allein bewirkt noch keine Wunder“, und dann gegen mich gewendet: „Deine Mutter, Susanne, sprach einst ein Wort aus, das ich mir gemerkt habe: Die große Liebe bewirkt noch alle Zeit Wunder und es gibt keine Aufgabe zu schwer für sie!“ Bald kamen mehrere Herren und Damen aus der Pension, die sich um Dina versammelten, es war Empfangsabend bei ihr. Mama, die in ihrem Fahrstuhl saß, schien es nicht ganz recht zu sein, sie wäre lieber mit uns allein gewesen, aber ich glaube, Dina kam es darauf an, uns zu zeigen, was aus ihr geworden war. Sie bildete den Mittelpunkt der lebhaften Unterhaltung und der Aufmerksamkeiten der Herren, die hauptsächlich aus hervorragenden Künstlern, Bildhauern und Malern bestanden — sprudelte von Geist und Interesse für ihre Werke und ich sah deutlich, daß Dina sich glücklich fühlte! Es lag ein Leuchten auf ihrer ganzen Erscheinung, das wie heller Sonnenschein aus der Tiefe des Herzens ihr ganzes Wesen warm durchstrahlte, das aus den Augen blühte und die lächelnden Lippen umspielte, etwas wie die siegesgewisse Hoffnung auf ein nahendes großes Glück. — Mama war unendlich lieb zu mir, sie bedauerte sehr, daß ihre Gelähmtheit sie verhinderte, bei unserer Hochzeit anwesend zu sein — die Reise wäre leider viel zu weit, ich mußte von Dir erzählen, von Mama und alles, was mich betrifft. Der Abend war herrlich, wir unterhielten uns so ausgezeichnet, daß die Stunden im Fluge vergingen.

Beim Nachhausegehen tauschten Vothar und ich die empfangenen Eindrücke aus; er sagte, daß er Dina Vorwürfe über ihr geselliges Leben gemacht, das er unter den Verhältnissen für unpassend halte und sie hatte ihm geantwortet — das hätte wenig zu bedeuten, zu dem Gipfel eines Berges führten verschiedene Wege; Jürgen möge nur kommen, sie weigere sich gar nicht, ihn zu empfangen. Schließlich meinte Vothar, er würde nicht mehr flug aus Dina — Frauen seien vollständig unberechenbar, nur eins bejaßen alle gemein: die Eifersucht.

Ich schwieg, weil es ihn gekränkt hätte, aber mir ist die

Empfindung fremd; ich sah am Abend Vothar sich mit einer Italienerin eifrig unterhalten, die von geradezu verblüffender Schönheit war und bemerkte, daß Mama besorgt abwechselnd von mir zu der jungen Frau hinübersah, aber mich ließ das kalt. Ich freute mich, daß er sich gut unterhielt. — Und nun Schluss für heute! Schreibe bald und viel, meine Edda, alles aus der Heimath interessiert mich. Blühen die Rüschen noch auf Vaters Grab und sind die Blätter der kleinen Trauerweide schon gelb? Es freut mich, daß der gute alte Jochen bei Euch bleibt und auch Peter, das treue Thier wieder da ist! Ich hatte mit Vothar zusammen die kleine Ueberraschung für Dich ausgeheckt, er besorgte den Rücklauf, Dir eine Freude zu bereiten.

Susanne.

Edda war zu der Frau des verstorbenen Sprachlehrers Winter gegangen; es hatte ihr Ueberwindung gekostet, der alten Bekannten die Demüthigung zu bereiten, daß sie von dem Inhalt ihres Briefes an Herrn von Stavenau Kenntniß heilige, aber sie hoffte es auszugleichen, indem sie der Wittve jemand nenne, an den sie mit besserer Aussicht auf Erfolg sich wenden solle, an Direktor Towehl. Um Ralf nicht in ein falsches Licht zu stellen, erklärte sie, er würde derartig in Anspruch genommen, daß es ihm unmöglich wäre, allen gerecht zu werden.

Mit überströmender Innigkeit dankte Frau Winter Edda und nachdem Edda ihr Gelegenheit gegeben, sich anzusprechen, verließ sie erleichtert die Wohnung. Es wäre ihr lieb gewesen, Robert Towehl zu treffen, ihre persönliche Feindschaft und Abneigung für einander hatte ja nichts mit dem zu schaffen, was er für die Wittve thun sollte.

Sie überlegte, ein freier Nachmittag lag vor ihr, bei Frau Alberta war eine weilläufige Verwandte zum Besuch, die Edda nicht mochte. Auf Stavenhagen feiert man ein großes Reinigungs- und Ralf war in Angelegenheiten seiner Partei nach Schwolbau geritten; da war es das Beste, die Tannen aufzusuchen, heimlich zog es sie ja nach dort.

Als sie unschlüssig dastand, kam Jürgen Heller vorüber und grüßte kühl.

„Ich reise nach Nizza, haben gnädiges Fräulein etwas an Dina zu bestellen?“

„Nur freundliche Grüße und meinen Dank für ihren letzten Brief, den ich heute noch beantworten werde.“

Er grüßte und schritt rasch der Richtung nach dem Bahnhofe zu.

„Gott sei Dank“, dachte Edda, „das ist endlich die Ver- söhnung.“

Obgleich zu Anfang Oktober, herrschte ein Wetter wie im April — Sonnenschein wechselte mit kurzen Regen- und Windböen. Jetzt schien wieder die Sonne freundlich und Edda beschloß, den Platz am Kreuz auf einem Umweg, der an dem reizend gelegenen Heidehöfchen, einem beliebten Ausflugspunkt der Badegäste, vorbeiführt, zu erreichen.

Der belebende Windhauch that ihr wohl. Mit Nieseritischen legte er die süßlichen Düfte des Sommers aus dem Walde fort. Der Pulschlag der Natur schlug freudig und bewegt, wie bei einem Menschen, der sich die heimliche Qual von der Seele geweiht und nun erleichtert aufathmet. Das Fallen der Tropfen aus den Zweigen vom letzten Regen klang harmonisch, die buntfarbigen Blätter leuchteten in goldigen Glanze und das reine Blau des Himmels strahlte zwischen Lämmerwolken klar und heiter auf die herbstliche Welt herab.

Es war nicht einsam auf dem wohlgepflegten, mit weissen Blättern und Nadeln bestreuten Wege; ein Dorfscharrer kam vorbei und grüßte ehrerbietig. Edda errieth seine Gedanken; — er glaubte, sich die zukünftige Frau des reichen Großgrundbesizers für seine arme Gemeinde warm halten zu müssen. Zwischen den Stämmen links suchte die alte Kräuterliese nach dem letzten spärlichen Grün — bei Eddas Erscheinen humpelte sie wie gehetzt davon, um nicht gesehen zu werden und auch die zerlumpten Kinder, welche Tannenzapfen und Bucheckern lafen, verschwanden bei ihrem Anblick plötzlich im Gebüsch. Alles floss furchterfüllt von ihr! Früher hätten sie das nicht gethan, nun sie aber die Braut des reichen Herrn von Stavenau geworden, sahen die Kinder der Armuth nur noch den Feind in ihr.

Jetzt öffnete sich die Richtung, wo das Waldhöfchen stand, vor der Thür ein freier Platz, unter vereinzelter Kastanienbäumen roh gezimmerte Tische und Bänke. Sie waren leer, nur ein einziger Mann saß dort am Stamm vor einem Glas Bier, Direktor Towehl; ohne sich zu besinnen, ging Edda zu ihm heran.

„Ein glücklicher Zufall führte mich hierher — Herr Towehl, ich habe Sie gesucht.“

„Wollen Sie hier Platz nehmen oder darf ich Sie auf Ihrem Wege begleiten?“ fragte er.

(Fortsetzung folgt.)

Cora.

Eine Tiergeschichte von Alois Kugler.

(Madama verboten.)

Cora hat gewiß, das große Ereignis ist eingetreten, das seit Wochen mit Spannung erwartet worden war. Selbstverständlich ist die Hündin diesmal unpünktlich gewesen, sie hat sich um zwei Tage verspätet, was im ganzen Hause und bei den übrigen Freunden des herrlichen Tieres lebhafteste Besorgnisse erweckte.

Cora ist eine Bernhardiner Hündin von seltener Schönheit, hoch, breitbrüstig, mit mächtigem, doch sehr fein geschnittenem Kopf. Sie ist zottig und weiß in der Grundfarbe; ihr großer, dunkelgelber Mantel, die fast schwarze Maske geben ihr etwas von der Löwin; freilich braucht man ihr nur in das lebenswürdige, treue Auge zu blicken, so sieht man, daß ihr jede Wildheit fremd ist. Heute aber ist doch nicht mit ihr zu spaßen.

Wie haben sie für ihre schwere Stunde auf einer weichen Seegrasmatratze gebettet und ins warme Zimmer genommen, damit sie nicht friert und sich nicht ängstigt. Ängstigt? Dies mächtige Tier, das in einem Wutanfall — verursacht durch freche Angriffe auf ihre Herrn — drei Stroldche riß und in die Klucht schlug? Ja, Cora ist zur Zeit ihrer Mutterhoffnung schwach und furchtsam wie ein Kind. Sie sieht etwas voraus, wovon sie nicht ahnen kann, wie es abläuft, eine unbestimmte Gefahr, gegen die ihre ganze brutale Kraft nichts ist. Das gibt ihr einen so weichen, träumerischen Gesichtsausdruck; sie legt das wundervolle, dunkle Gehäng zurück, hebt die Nase hoch und lächelt müde. „Corachen, geh' schlafen, mein gutes Tier, es ist Zeit!“

Sie blickt auf, es zittert über ihr Gesicht ein Zug von innigem Vertrauen; sie weiß, daß sie nicht verlassen ist; sie kennt die Menschen genau; sie versteht ihre Sprache und kennt ihr Tun. Wie in tiefer Beruhigung streckt sie sich auf ihre Matratze aus und harret der unbestimmt geahnten Gefahr. Als es Nacht wurde und die Lichter im Hause verloschen, wurde die Hündin unruhig; sie erhob sich von ihrem Lager und lief unruhig auf und ab.

„Eg' Dich hübsch hin und rege Dich nicht auf, Cora!“

Sie gehorcht ohne Zaudern, hat sie doch bemerkt, daß ihr Zustand Teilnahme findet.

Die Nacht ging ohne irgend welche Störung vorüber. Ein eigentümlich weinerliches Geräusch weckte die Schläfer im Zimmer neben Cora. Man eilte zu ihr hin, und siehe, zwischen ihren Pfoten wimmelte es von weißen, braunen, schwarzen, gelben frabbelnden Geschöpfen mit dicken Köpfen und dünnen Rattenschwänzen, die jämmerlich übereinander kollerten und anhaltend schrien. Cora blickte mit glücklichem Lächeln bald ihre Herrin, bald die kleinen Tierchen an, die sie bei jeder auffallenden Bewegung mit ihrer großen roten Zunge leckte.

Jeder Schritt, den man gegen die Matratze machte, verursachte ein leises Knurren; aber das Gesicht der glücklichen Mutter blieb freundlich, und es lag nichts Drohendes in ihrem Auge. Es war dies Knurren vielmehr die flehentliche Bitte, ihr nur ja die Jungen nicht zu nehmen. Trotzdem knickte die Herrin Coras nieder; sie streichelte die Hündin und redete ihr freundlich so lange zu, bis sie ein Welpchen nach dem anderen in die Hände genommen und betrachtet hatte. Sieben Stück, frisch und gesund, kräftig und schön in der Farbe, leider nur zwei Rüden, die übrigen sind Hündinnen.

Cora wird nun vollkommen als Wöchnerin behandelt; sie bekommt ihre Milch, ihre Mehlsuppe und Reis, in Fleischbrühe gekocht. Vor allem aber wird ihr jeder Aerger ferngehalten. Man geht auf den Fußspitzen; die Klingel wird abgestellt und jedermann dämpft die Stimme. Männer mag Cora nicht leiden, es müssen daher alle Besucher schnell einen Frauenhut aufsetzen und in den Regenmantel der Hausfrau schlüpfen, damit die junge Mutter nicht gereizt wird, denn das schlägt auf die Söhne und Töchter. Selbst Coras Besitzer wird mit Knurren empfangen, und er entnimmt daraus den freundschaftlichen Rat, nicht allzu dicht an die Welpchen heranzutreten. Er weiß, daß Cora, die, sonst treu wie Gold, ihr Leben für ihn lassen würde, zur Zeit ihrer Mutterfreuden keinen Spas versteht. Sie hat dann eine Antipathie gegen Männer und nimmt den eigenen Herrn nur insoweit an, als sie ihm nicht bei der geringsten Annäherung an die Kette springt.

Ganz das Gegenteil ist bei den Hunden der Fall. Gegen

sie ist Cora vollkommene Weltkame. Die Herren ihrer Gattung empfängt sie mit freundlichstem Gesicht, läßt sie ihre Jungen beschnuppern und beschnuppern, auch belecken; kurz, sie benimmt sich freundlich und zuvorkommend. Wehe aber der Hündin, die es wagen wollte, die Wochentube zu betreten; sie wäre — wenn auch noch so groß und stark — verloren. Cora springt bei einem solchen Versuch auf, ihre Rückenhaare sträubt sich, die Augen funkeln, ein Sprung, ein Schlag mit den Vorderpranken, ein jaches Zuhappen, und die Besucherin ist abgetan. Solchen Aerger aber muß man der Wilden ersparen, schon aus der oben angedeuteten Rücksicht für die Welpen.

Aber es legt sich alles. Je weiter diese fortschreiten, desto mehr ändert Cora ihr Wesen. Sie wird wieder freundlicher gegen ihren Herrn, erlaubt ihm, wenn sie bei guter Laune ist, die Jungen zu streicheln oder gar eins auf den Arm zu nehmen. Wohl verfolgt sie noch jede seiner Bewegungen mit einem Misstrauen, das ihr entzückend steht. Wenn das kleine Tierchen schreit, erhebt sie sich wohl auch zu voller Größe, aber sie beißt nicht mehr, ja sie droht nicht einmal. Wenn die Kleinen erst einen Monat alt sind und langsam anfangen, allein zu fressen, wenn sie gar mit sechs Wochen auf ihren Namen hören, dann verliert sich Coras Gefühl für ihre Mutterverpflichtung. Sie sieht jetzt ruhig zu, wenn man die Kleinen fortnimmt, ja sie scheint es kaum zu bemerken, daß fast täglich einer ihrer Spielkameraden fehlt. Jetzt jängt sie nicht mehr und leckt nicht mehr fressen; ihre ganze Tätigkeit beschränkt sich auf Spielen. Die alte Hündin wird zum Kind; sie jagt sich mit ihren Welpen, läßt sich beißen und zausen, springt mit ihnen über Zäune und Hecken, bellt sie an und läßt sich anbellern, bis das letzte von ihr genommen ist. Dann nimmt sie allmählich ihre alten Gewohnheiten wieder auf; sie ist wieder ganz die treue, lebenswürdige Cora.

Der Schalk im Auslande. Englischer Humor.

Das vergiftete Kind.

„Wenn eine Person, sei es aus Zufall oder sei es aus Absicht, Gift verschluckt hat, so ist es ganz zwecklos, in unnötige Klagen und Lamentationen auszubrechen und Hilferufe auszustößen. Das erste und dringendste, was man in einem solchen Falle zu tun hat, ist, schnell einen Arzt herbeizurufen.“

„Das klingt sehr vernünftig,“ meinte Herr Müller, als er eines Abends seiner Gattin die obige Zeitungsnote laut vorlas. „Inzwischen eile man in die Küche, nehme ein halbes Glas voll Wasser, tue einen Kaffeelöffel voll Salz und ebenso viel Senf hinein und rühre um. Nun läßt man von einem dritten der vergifteten Person die Nasenlöcher fest zuhalten und gießt ihr, sobald sie den Mund öffnet, die Mischung hinunter.“

„So, mein Schatz,“ sagte Müller zu seiner Gattin, nachdem er dies zu Ende gelesen hatte, „präge Dir das sorgfältig ins Gedächtnis für den Fall, daß unglücklicherweise mal eins der Kinder Gift verschlucken sollte, während ich nicht zu Hause bin. Aber Ihr Weber verliert immer den Kopf, gerade in dem Augenblicke, wo man die größte Selbstbeherrschung nötig hat und seinen ganzen Verstand gebraucht. Also merke! Dir alles sorgfältig!“

Am nächsten Tage kommt das Kindermädchen ganz außer sich ins Zimmer gestürzt und kreischt jämmernd:

„O Madam! Madam! O Herr Müller! — Das Baby — das unglückliche Kind — hat eine halbe Flasche Laudanum ausge-trunken und — —“

„Geredeter Himmel,“ schreit Müller, schnell drei Fuß hoch von seinem Stuhle empor und stößt gellende Hilferufe aus. „Das Kind wird in zehn Minuten tot sein! Was sollen wir machen? Lauf zum Doktor! Schick einige Nachbarn herauf! Seid Ihr denn ganz von Sinnen? Sollen wir hier sitzen und zusehen, wie uns das Kind unter den Händen stirbt? Wir müssen Hilfe haben! Hilfe! Mörder! Frau, weißt Du denn gar nichts, was wir tun könnten? Was habe ich Dir gestern vorgelesen? Ich sagte Dir doch, Du solltest es Dir alles fest einprägen! Ein halbes Glas voll Salz mit einem Teelöffel Wasser und einem Topf voll Senf! War's nicht so? Mein Gott, soll das Kind sterben, während wir hier müßig stehen? Wir müssen was tun! Geb ihm warmes Wasser und Soda! Steck ihm den Finger in den Hals! So in doch etwas! Mach' das Fenster auf und ruf um Hilfe!“

Und während Müller selbst zum Fenster stürzte, gellende Hilferufe ausstieß und vor dem Hause sich eine große Menschenmenge aufstaut, hatte Frau Müller, ohne ein Wort zu verlieren, fest-gestellt, daß das angeblich vergiftete Kind nur einen Teelöffel voll Himbeersaft geschluckt hatte.

(Ell-Hils.)



Wandelbilder.

Der italienische Afrikareisende Graf Savorgnan di Brazza erzählt folgendes Geschichtchen aus seinem Aufenthalte in Afrika. Eines Tages wurde er durch den Besuch einer schwarzen Majestät beehrt, welche im Vereine mit seiner Schwester alle Gegenstände des Europäers auf das eingehendste besichtigte und von einer Verzückung in die andere fiel. Geradezu starr vor Staunen blieben die Besucher vor einer kleinen Kleiderbüste stehen und konnten sich an „diesem wunderbaren Holz“ nicht sattsehen. Als die schwarzen Majestäten das Haus verlassen hatten und Graf Brazza seine Sachen mühlerte, fehlte die Büste. Der Reisende zeigte diesen Diebstahl dem Könige an, welcher lächelnd erwiderte: „Es tut mir sehr leid, aber Du bist selbst an Deinem Unglück schuld. Wie kam man aber auch so etwas herumliegen lassen, ein Stück Holz, aus welchem Haare herauswachsen.“

Pauline Lucca's erste Prüfung. Der Gegenstand der Lektüre war die Erdbeschreibung, die keineswegs zu Paulinens starker Seite gehörte. Der Lehrer wählte Nord-Europa. „Pauline Lucca“ ertönte es, und schnell sprang sie auf, „wie werden die Lappen eingeteilt?“ Sie hatte keine blasse Ahnung und starrte den Lehrer, blutrot werdend, verblüfft an, der nochmals fragte: „Weißt Du nicht, wie die Lappen eingeteilt werden?“ Sie wußte es nicht, und wenn es ihr Leben galt; aber da flüsterete ihr ihre Nachbarin etwas zu, und triumphierend rief sie laut: „In die Witslappen und in die Waschlappen.“

Der Minister des Innern unter der Regierung Ludwigs XVIII. von Frankreich, Herr v. Corbières, war aus niederem Stand gebürtig und hatte nach der Restauration der Bourbons bis zu diesem hohen Posten sich emporgearbeitet. Aus diesem Grunde paßierte es ihm oftmals, daß er Fehler über Fehler gegen die „Etikette“ beging, was den König wie den Hof häufig zum Lachen veranlaßte, umso mehr, als Corbières schlaftrichter, gesunder Witz ihn niemals dabei im Stiche ließ. So eines Tages, als er Ludwig XVIII. wichtige Pläne zur Besprechung vorlegte und im Eifer für den Gegenstand die Schnupstabsdose aus der Tasche zog, eine Prieze daraus nahm, die Dose dann auf den Tisch mitten unter die Papiere stellte und bald darauf auch noch sein Taschentuch daneben legte. Das war dem Könige denn doch zu stark, und mit gekränkter Würde sprach er deshalb zu dem unbefangenen Staatsmann: „Sie schämen Ihre Taschen zu leeren, Herr von Corbières?“ Aber Corbières, der Mann aus dem Volke, wußte sich zu helfen. „Das ist doch kein Fehler eines Ministers, Sire,“ antwortete er sofort. „Es würde mir weit unangenehmer sein, wenn Eure Majestät mich beschuldigten, daß ich sie — mir füllte!“

Aus dem Leben König Friedrich Wilhelm's I. Der König freute sich, wenn er sah, daß die Bürger sich hin und wieder einen guten Tag machten; doch hielt er sie auch zuweilen sehr nachdrücklich zur Arbeit an. Bei einem Spaziergange in Potsdam trat er an eine Kegelbahn heran, klopfte die Leute ungestört weiter spielen und bezeugte ihnen sein Wohlgefallen über die gute Unterhaltung, die sie sich machten. Kaum war diese gnädige Aengstigung des Königs bekannt, als am anderen Tage alle Kegelbahnen sich mit Gästen füllten. Der König kam wieder des Weges, und auf seine Frage, was es in dem Garten gebe, traten sogleich einige hervor, welche über das Kegelspiel Bericht gaben. Anstatt aber, wie sie gehofft hatten, von dem Könige belobt zu werden, wurden sie von ihm mit dem spanischen Rohr begrüßt und mußten sogleich den Garten räumen. Der Abwechslung halber führte der König zuweilen statt des spanischen Rohres lange Knotenstöcke von Weißdorn. Von einem jeden, der mit ihm sprach, verlangte der König, daß er ihm ins Auge sehe, denn er glaubte in eines jeden Augen lesen zu können, ob das, was er spreche, Wahrheit sei. Er wurde daher sehr ungehalten, wenn jemand, der ihn kommen sah, ihm aus dem Wege ging. Einen Tanzmeister, der, um die Begegnung zu vermeiden, in ein Haus lief, ließ er von dem Pagen zurückrufen, fragte ihn genau aus, und um sicher zu sein, daß er der sei, für den er sich ausgab, mußte er sogleich auf der Straße eine Sarabande tanzen. Einen Kandidaten der Theologie hielt der König einst auf der Straße an, und als er hörte, daß er ein Berliner Kind sei, sagte er: „Die Berliner tugen nichts.“ — „Das ist in der Regel wahr,“ versetzte der Kandidat, „indessen kenne ich doch zwei Berliner Kinder, die eine Ausnahme machen!“ — „Und diese sind?“

fragte der König. — „Ew. Majestät und ich,“ gab der Kandidat zur Antwort. Der König beschied ihn für den folgenden Tag zu sich auf das Schloß, und da er in einer weiteren Prüfung gut bestand, erhielt er bald darauf eine Predigerstelle. Sehr gern unterhielt sich der König auf seinen Spaziergängen mit Leuten, die ihn nicht erkannten, und die er dann über allerhand Gegenstände, die den Hof und die Regierung betrafen, ausfragte. Als er in solchem Gespräche eine zeitlang auf der Landstraße mit einem Kandidaten der Theologie gewandert war, fragte ihn dieser, daß es so schwer halte, eine Anstellung zu finden, wenn man in Berlin keine Vettern (Hilfsprache) habe. Der König machte ihm guten Mut und bat sich von ihm Feuer aus, um seine Pfeife anzuzünden. Der Theologe war gleich bei der Hand, schlug mit einem einzigen Satz Feuer und sagte: „Bums, da hat er Feuer!“ — „Nun,“ sagte der König, „wenn's im Examen auch so Bums auf Bums geht, dann kann es dem Herrn nicht fehlen!“ Er fragte, wo er in Berlin wohnen werde, und ließ ihn dann am folgenden Tage aufs Schloß rufen, unter dem Vorgeben, daß ihn dort sein Vetter zu sprechen wünsche. Wie groß war das Erschrecken des Kandidaten, als sich ihm hier der König zu erkennen gab. Dieser versicherte ihm, daß er, wenn er seine Prüfung gut bestiehe, sich seiner als Vetter annehmen werde, und beschied ihn auf den anderen Tag wieder auf das Schloß, wo er dann über einen Text, den er ihm geben werde, predigen solle. Der Kandidat fand sich ein, erhielt aber nur — ein unbeschriebenes Papier. Er verlor jedoch nicht die Fassung und wählte zu seinem Texte die Worte: „Aus nichts hat Gott die Welt erschaffen“, welchen er so zur Zufriedenheit des Königs durchführte, daß dieser nach beendeter Predigt ihm zurief: „Bums, da hat der Herr eine Pfarre!“

Nicht ohne guten Grund spricht man von Bayernschlauheit. Im Jahre 1740 in der Nacht zwischen dem 19. und 20. Oktober starb der Kaiser Karl VI. an den Folgen einer Erkältung, die er sich bei einer Jagdpartie einige Meilen von Wien auf dem Jagdschlosse Halbthurn zugezogen hatte. Bei seinen Lebzeiten hatten die Bayern oftmals Klage über Widschaden geführt, und nun benutzten sie den Tod des Kaisers und schossen alles Wild nieder. Darüber zur Verantwortung gezogen, entschuldigten sie sich damit, „sie müßten die Bestien austrotten, denn diese hätten den zu frühen Tod ihres allernächsten Souveräns veranlaßt.“

Der berühmte Orientalist Professor Bänker erhielt eines Tages die Kopie einer Inschrift zugesandt, die ein Verehrer von ihm in einem mittelalterlichen Buche gefunden haben wollte. Der Einsender bat um Entzifferung der rätselhaften Inschrift und versprach, das alte, wertvolle Manuskript einzuschicken, sowie er dasselbe von einem Verwandten, bei dem es sich befand, erhalten hätte. Die Inschrift lautete:

nenhi so theg eiw rossesforp rreh gat netug.
Drei Tage lang zerbrach sich der Professor den Kopf, ohne einen Sinn herauszubekommen. Da gerät sein Söhnchen, ein Quarantän, in das Studierzimmer und findet das Blatt mit der Inschrift auf Papas Tisch. Nachdem er eine Weile die Schrift betrachtet, fragt er seinen Vater, seit wann er sich mit Rückwärtschreiben beschäftige. — „Wieso denn?“ fragt der Professor ganz erhaunt. — „Nun,“ antwortet sein Söhnchen, „wenn man das rückwärts liest, heißt es:

Guten Tag, Herr Professor, wie geht es Ihnen?“

In einer nichts weniger als interessanten Gesellschaft sagte jemand zu dem wüthigen Prinzen de Ligne: „Sie langweilen sich wohl, mein Prinz?“ — „Keineswegs,“ erwiderte dieser, „nicht ich, sondern andere langweilen mich.“



Ich bin nicht hoch und steh' auf einem Fuße,
Der als mein Hauptteil gilt;
Oft trag' ich Bilder einer holden Muse,
Oft schmückt mich Helm und Schild; —
Das Alphabet in ganz verschied'nen Theilen,
Devil' und Blumen aller Art,
Auch Kronen gar hab' ich oft zu erteilen,
Wenn ich, was weich war, drückte hart.

Auflösung in der nächsten Nummer.